

ENERGEIA

Metaphysik und Handwerkerphilosophie

01 Man kann im Gestrüpp der Meinungen eine nicht ganz zufällige Vokabel besonders laut aussprechen, wie es einige tun, so laut, dass sich alle umdrehen. Wer allerdings glaubt damit etwas gesagt zu haben, etwas erklärt, etwas Erhellendes beigetragen zu haben, irrt, sofern es ihm nicht gelungen ist, damit und dadurch einen Wegweiser hingestellt zu haben, der einigermaßen stabil und verlässlich seine Dienste tut. Wer allerdings Wegweiser errichtet, auf denen steht, dass es hier nach überall geht, hätte sich die Mühe sparen können, es sei denn es wäre sein Beruf Wegweiser hinzustellen, egal wie, egal wo, egal wozu.

Schön müssen sie sein. modisch, geheimnisvoll und viel versprechend und am geeigneten Ort müssen sie stehen, nicht etwa weil sie dort von Nöten wären, sondern weil sie dort besonders gut gesehen werden, am besten mit einem Vorwegweiser, der darauf hinweist, dass in dieser Richtung bald ein besonderer Wegweiser folgen wird. Diese grausen Parabel, ist unserem Medienalltag entnommen, unserem Bildungswesen und Hochschulleben, unseren Denkgewohnheiten, Denkfiguren und Lieblingsvorstellungen, kurz der gesamten Welt 3 in der Popperschen Einteilung. Darin imponiert eine Denkfigur, die neben anderen immer wieder in gewandelter Form aber gleich in der Gestalt durch die Ideen-Geschichte auftaucht, die des Unterschieds zwischen Handlung und Ergebnis. Gleich ob das Begriffspaar *natura naturans* und *natura naturata* heißt, wie in den scholastischen Aristoteles-Kommentaren, oder Produktivität und Produkt wie bei Schelling, *Energeia* und *Ergon* in der Sprachphilosophie Humboldts, oder Modellieren und Modell bei Stachowiak. Es ist ein besonderes Verhältnis, das hier zwischen den beiden Teilen des zweigliedrigen Ausdrucks herrscht, es ist keine Parallellität oder Orthogonalität, kein Gegensatz, keine eindeutige und gerichtete Finalität und keine zeitliche Differenz oder etwa ein unbezweifelbarer Conditionalis. Es handelt sich wahrscheinlich um eine „vermutete Kausalität“, wenn man aus der einen Richtung auf das Begriffspaar schaut, oder um ein „unsicheres und schwer formulierbares Ziel“, wenn man aus der anderen Richtung schaut. Vermutete Kausalität klingt nach Abduktion, nach Hypothese und Analyse, das unsichere Ziel, nach Material, Aktivität und Synthese, wobei beide an die jeweilige Perspektive gebunden sind. Dieser Sachverhalt wird durch Tätigkeiten erzeugt, jene Handlungen also, die immer und in der Hauptsache, im Verändern des momentanen Ist-Zustandes bestehen. Das Herstellen dieser Veränderung folgt einem dynamisches Prinzip, der hergestellte Zustand hingegen ist etwas Statisches. Entweder als Ergebnis, Ziel der Handlung, Resultat der Aktion, oder doch zumindest als Zwischenergebnis, Etappenziel oder vorläufiges Resultat ist es allemal ein Festes, Gewonnenes, Erreichtes und Erzeugtes. Das Produzieren ist etwas anderes als das Produkt, das Modellieren etwas anderes als das Modell und wenn man diesen Gedanken weiterführt, dann ist schließlich Denken etwas anderes als der Gedanke, Dichten etwas anderes als das Gedicht, Singen etwas anderes als das Lied.

Wir haben es hier mit einer Unterscheidung zu tun, die auf Aristoteles' und seine Metaphysik IX, *theta* zurückgeht, in welcher er seine Handlungs- und Bewegungslehre entwickelt und eine Vielzahl von Begriffen überschneidend einführt.

Energieia ist das Prinzip der Verwirklichung, der Übergang von der Möglichkeit zur Wirklichkeit, die zielende Bewegung, etwas durch Veränderung der Umstände in den Zustand des Seins zu bringen. Aristoteles unterscheidet dabei zwei Arten der Verwirklichung, eine, die sich im physikalischen Sinne auf etwas außerhalb des Subjekts bezieht und in eine Art Verwirklichung innerhalb seiner selbst. Bauen und Sehen führt er dazu als veranschaulichende Beispiele an.

Um sich im Begriffsgeflecht seiner Metaphysik zurecht zu finden, könnte man vereinfachend sagen, Dynamis ist als prinzipielle Möglichkeit innerhalb der Materie vorhanden, Entelechie ist die durch Veränderung bewerkstelligte Verwirklichung im Sinne einer Vollendung und dazwischen denkt Aristoteles die Energieia, als den formenden, verwirklichenden Vorgang. Dass er in diesem Zusammenhang häufig zu anderen, der Kunst und dem Handwerk entlehnten Begriffen greift, wie Eidos, Morphè oder Logos, macht deutlich wie viel besagter Vorgang mit dem Hervorbringen, Herstellen und dem Zwischenstadium des auf ein Ziel hin Produzierens zu tun hat. Die Betonung von Akt und Potenz oder dem Aktuellen und dem Potentiellen zeigt die Dynamik des Aristotelischen Metaphysik, in welcher sich immerzu Veränderungen ereignen, neue Zustände heraufdämmern und durch die Praxis, die bereits metaphorisch verstanden wird, schließlich ihr Ziel in der Entelechie erreichen.

Wenn ich Eidos, Morphè und Logos mit Bild, Gestalt und Gedanke übersetze, befinde ich mich mitten in einer künstlerischen Erkenntnistheorie, oder jener Art von Handwerkerphilosophie, die Künstler und Gestalter brauchen, um sich Klarheit über ihr eigenes Tun zu verschaffen.

Das „im Stein bereits die Figur sehen“ ist gemeint, was Michelangelo häufig nachgesagt wird und woraus sich die Beobachter sein merkwürdiges Verhalten zu erklären versuchten, dass er gelegentlich Tag und Nacht wie im Rausch meißelte und dabei riesige Brocken traumwandlerisch wegschlug.

Dynamis und Energieia markieren auf dem Kontinuum, das Aristoteles annahm zwei Stationen auf dem Weg von der Materie zur vollendeten Form. Dynamis ist sozusagen noch enger an der Materie, Energieia ist bereits weiter in Richtung Entelechie fortgeschritten, oder mit anderen Worten: Dynamis ist prinzipiell vorhanden, aber noch richtungslos und polyvalent, wohingegen Energieia bereits formend und Form produzierender Vorgang ist, der zwar noch keine vollendete Wirklichkeit ist, aber schon als Prozess eine Wirklichkeit darstellt. Diese transitorische Wirklichkeit, die Wirklichkeit in statu nascendi, die noch nicht gereifte, fertige Frucht hat selbst wiederum Teil an der Dynamis, dh. die Form selbst ist noch entwicklungsfähig, das Werden ist noch im Gange.

Dieses heraklitische Moment in der Metaphysik des Aristoteles hat Ernst Bloch zu seiner Philosophie der unfertigen Welt angeregt, die in Träumen, künstlerischen Produktionen, architektonischen Realisierungen und weltanschaulichen Modellen die nämliche Dynamik feststellte, die auch die Gestalttheoretiker als Tendenz zur Vollendung annahmen.

Diese Teleologie mit ihren undeutlichen Projektionen, ihrer diffusen Dynamik und ihren rastlosen Realisierungen ist das Feldzeichen abendländischen Wahrnehmens, Denkens und Handelns, zu dem die hebräischen, ägyptischen die arabischen Kulturen wesentlich beigetragen haben. Die drei großen abendländischen Religionen sind monotheistisch, teleologisch und universell-eschatologisch, sie rechnen alle mit einer neuen Welt, auf die das Sinnen und Trachten des Einzelnen ausgerichtet ist. Die Pfeil-Vorstellung der Zeit, die Bewegung zum Tode und die jedes Vergessen hinausschiebenden Bemühungen in den Werken, Taten, Denkmälern und Nachkommen sind allesamt abendländische Eigenheiten, gediehen in den abwechslungsreichen und gemäßigten, aber nicht zu allzu gemüthlichen Zonen Eurasiens. Die von Aristoteles geprägten Kunstwörter Entelechie und Energeia, die wörtlich übersetzt heißen „das, was sein Ziel in sich hat“ und „im Werke sein“ haben vielfache Interpretationen erfahren, nicht zuletzt weil sie ganz offensichtlich etwas beschreiben, das sehr allgemein, gleichwohl überraschend und Zeiten überdauernd ist. Wenn der schöne Schmetterling die Entelechie der hässlichen Raupe ist und die Verpuppung die Energeia darstellt, dann wird Teleologie, dh. Zielgerichtetheit und Zweckbestimmung sehr attraktiv und eingängig. Wenn der Lehm auf der Töpferscheibe die passive Entelechie hat, geformt zu werden und mit Hilfe der Energeia schließlich zu seiner Vollendung und vorausbestimmten formalen Möglichkeit der Vase heranwächst, dann wird dieses Denken zu einer praktikablen Handwerkerphilosophie, aus der sich weitere Schlüsse ableiten lassen, wie etwa die Materialgerechtigkeit, die Werktreue, die Dialektik des Gestaltens durch Wegnehmen, die Erzeugung von Licht durch das Platzieren von Schatten, etc.

Entelechie und Energeia waren so anregend, dass sich die Stoiker und Scholastiker ebenso damit beschäftigten wie Aufklärer und Vitalisten, Melanchton ebenso wie Leibniz, Goethe und alle jene folgenden Denker, denen einerseits Entwicklung und organisches Wachstums wichtig waren und für die andererseits das Produzieren, Erfinden, Herstellen und das Neue an sich interessante Themen wurden. Aristoteles selbst hatte die Spur zu einer Art Psychologie gelegt, als er in „De Anima“ die Seele als Entelechie des Organismus beschrieb und damit eine berühmte Denktradition und Problemgeschichte des Abendlandes stiftete und in Gang setzte, die das Seelenvolle als die Vollendung des roh-körperlichen anpries.

Die Theoretiker der Pädagogik stürzten sich geradezu darauf, wenn es darum ging, Veredelung als eine Erfüllung eines in der Natur angelegten Versprechens zu verstehen und in die erzieherische Tat umzusetzen. Auf diese Weise wurde manches natürlich wachsen wollende Bäumchen an den Stock gebunden und nur zu seinem Höheren und Besten geknebelt.

In besonderer Weise nahm sich Wilhelm von Humboldt der „Energeia“ an, als er sie, zusammen mit dem „Ergon“ zu Zentralbegriffen seiner Sprachphilosophie machte, in der er die Sprache nicht nur als beschreibendes, sondern auch als inhaltlich und formal erzeugendes Erkenntnisinstrument auffasst.

Man gerät leicht ins Schwärmen bei der Betrachtung der Zirkel und Freundeskreise in den Salons und Lesegesellschaften des frühen 19. Jahrhunderts. Wer wen nicht alles kannte, wer mit wem korrespondierte und diskutierte und welche wechselnde Fortune bestimmten Gedanken und intellektuellen Moden in welchen Kreisen beschieden war. Das Rücken von der ersten Reihe in die zweite und umgekehrt, das gesellschaftliche Reüssieren und bürgerliche Karrieremachen, gemeinsame und geteilte Begeisterungen, der Tagesdiskurs in den gebildeten Ständen, der Klatsch, die Werte...all' das ist wahrscheinlich hauptsächlich dem historischen Abstand geschuldet, der dazu führt und verführt, die Zufälle beliebiger Biographien in beliebiger Umgebung retrospektiv als Zusammenhang und sogar als schicksalhafte Notwendigkeit zu sehen.

Die Rolle die Wilhelm von Humboldt, der Staatsdiener, Diplomat, Bildungsminister und Berliner Universitätsgründer für die Kunst und die Wissenschaft spielte, ist in erster Linie eine indirekte und vermittelnde. Als Reformpolitiker tritt er hinter den Freiherrn vom Stein zurück, als Philosoph hebt er sich nicht wesentlich von der Menge der gesellschaftlich eingebundenen Intellektuellen ab. Er ist ein Mit-Disputant, der mit Schiller und Goethe korrespondiert, über Kants Ästhetik diskutiert und fremde Sprachen studiert. Von Herder übernahm er zwar die gedankliche Engführung von Sprache und Denken, unterschied aber in der Sprache eine Doppelnatur, die er mit den Begriffen Ergon und Energeia aus Aristoteles' Metaphysik belegte. Ergon ist das Feste, Geronnene, Fertige und Bestimmte, das zur Kommunikation taugende. Die Energeia hingegen ist die fortwährende und welterschließende Kraft, die gleichzeitig die Welt verändert und formt. Zwischen Ästhetik, Rhetorik und Erkenntnistheorie siedelt er die Sprache an als Werkzeug der Verständigung und als Konstruktion der je-individuellen Welt, gleichzeitig der Subjektivierung der Erkenntnis durch Kant Rechnung tragend, als auch den sprachphilosophischen Konstruktivismus vorbereitend, wie er dann später im radikalen linguistic turn durch Wittgenstein vollzogen wurde. Er konnte zwar noch nicht sagen: „Die Grenzen meiner Sprache sind die Grenzen meiner Welt“ wie Wittgenstein, aber doch: „Die Sprache ist aber durchaus kein bloßes Verständigungsmittel, sondern der Abdruck des Geistes und der Weltansicht des Redenden...“ (VI, 1,23)

Im Zusammenhang mit Ergon und Energeia bedient sich Humboldt auch der in Rede stehenden merkwürdigen Denkfigur (*natura naturans*) und spricht von *forma formans* und *forma formata* um das Unabgeschlossene des fortwährenden „Im-Werk-Seins“ von der fertigen, in einzelnen Ausdrücken vorliegenden Sprache zu unterscheiden. Die scholastische Denkfigur, die auf Michael Scotus und seine Übersetzungen der Averroes-Kommentare zur Aristotelischen Metaphysik zurückgeht, taucht bei Albertus Magnus und Thomas von Aquin auf wenn es um Schöpferkraft und Geschöpf geht, bei Meister Eckhart und mündet schließlich im Pantheismusstreit um Spinozas tendenzielle Gleichsetzung von Gott und Natur. Über Schellings Natur- und Kunstphilosophie kommt die Denkfigur schließlich in die romantische Tradition und von dort in die Esoterik moderner Prägung.

Diese meist in Neologismen daherkommende Denkfigur, wie Energeia, Entelechia, naturans und Kultürlichkeit scheint eine stabile Tendenz zu beschreiben, immer wieder die Bastionen der festgefügt Substantive mit Angriffen durch Verben zu erschüttern. Die Verfestigung und Erstarrung bedarf offensichtlich von Zeit zu Zeit der dynamisierenden Verflüssigung und auflösenden und durcheinander wirbelnden Turbulenzen. In Ergon und Energeia spiegelt sich das aufeinander bezogene Verhältnis von Subjekt/Objekt und Verb/Prädikat. Die Grammatik ist nicht von ungefähr die erste der sieben freien Künste, da sie die Verhältnisse klärt, in denen Dinge und Tätigkeiten zueinander stehen. Ganz im Sinne der Humboldtschen Weltansichten erzeugenden, andauernden und fortwährend klärenden und exemplifizierenden Sprache teilt die Grammatik die Phänomene dieser Welt ein in solche, die Gegenstände und Objekte sind oder durch Tätigkeit werden und in Tätigkeiten, die man wiederum mit Hilfe anderer Gegenstände und Objekte verrichtet. Erkenntnisse und Handlungen werden durch Motive erzeugt und durch Grammatik geregelt, wie etwa im Beispiel: ich fälle einen Baum, in dem ich wissen muss, was ein Baum ist und was Fällen heißt und was ich dazu brauche, um es zu tun, oder davon zu reden, oder beides. Auf der Ebene der Syntax begegnen sich Gegenstände und Tätigkeiten und werden, wenn sie gesprochen werden über Substantive und Verben zu Subjekt, Prädikat, Objekt eines sprachlichen Gebildes, das man einen Satz nennt.

Alle Substantive, außer Namen, sind aus Verben hervorgegangene sprachliche Einheiten, so vermute ich, die Tat, das Haus, der Gedanke, der Schutz, der Befehl, der Mut, der Ungehorsam sprechen dafür, auch wenn die Etymologie gelegentlich verwickelt ist. Diesem Gewordenen ist das Werden noch anzusehen, wie in der natura naturata die natura naturans. Im Erwachsenengesicht des Dings kann man bei genauer Betrachtung das Kindergesicht noch erkennen, in der Sprachlichen Wendung die vorgängige Weltansicht nach Humboldt.

Das heißt für die Handwerkerphilosophie: Alles was ist, ist entweder geworden oder gemacht, nichts ist ohne Vorgeschichte, selbst das Ursprüngliche und Unmittelbare. So trivial dieser Satz auch klingen mag, er eröffnet eine riesige Perspektive auf die Dinge dieser Welt und gleichzeitig auf mich selbst als ein in dieser Welt Handelnder. Aber wie kommt es zu einer solchen Denkfigur, wie der, die Aristoteles in seinem schillernder Neologismus „Energeia“ formuliert, dieses „Im-Werk-Sein“?

Wenn diese Hypothese aus der Wahrnehmung stammen sollte, dann muss sie wahrscheinlich der vergleichenden Wahrnehmung entnommen sein, die eine Wahrnehmung unter Mitwirkung des Gedächtnisses ist. dh. Wahrnehmung in der Zeit. Ich sehe das Erblühen einer Pflanze und daneben beobachte ich das Verwelken einer anderen. In einem Monat betrachte ich die nämliche Stelle und sehe die Blüten abfallen, während daneben sich erste Triebe und Knospen am Stamm der vertrockneten Pflanze zeigen. Ich denke an zeitliche Abläufe, an Rhythmen und Zyklen und mache meine Frieden mit dieser Feststellung. Daneben beobachte ich aber tausende anderer Rhythmen und Zyklen, Gestaltwandel, die Wiederbegrünung

kahler und verwüsteter Flächen, das Gesunden nach langer Krankheit und schließlich auch den Tod. Das alles geschieht über Jahre hin ununterbrochen, die Rhythmen zeitigen Gegenrhythmen, Systeme erzeugen Resonanzen,, Halbes sucht seine Ergänzung, Neubau folgt auf Zerstörung und das unstete ewig drehende Karussell lässt an die Gedichtzeilen des Andreas Gryphius denken: „Was dieser heute baut reißt jener morgen ein, wo jetztund Städte stehn wird eine Wiese sein...“ und wer nicht sofort in die Klage mit ein stimmen mag, der wird sehr schnell eine Kraft, einen Verursacher hinter dem Treiben vermuten und von Schicksal, Gott, oder der Natur sprechen. Wer aber dabei noch unterhalb des Nouminosen bleiben möchte, wird an ein Prinzip denken, an ein perpetuum mobile und eine ewige Bewegung, die dieses Alles ständig am Wirken, Klappern, Rauschen, Drehen, Tönen hält.

Ein solches Prinzip ist die Energiea, ein hypothetischer ewiger Kraftfluss, ein ununterbrochener Energiestrom auf dessen Existenz man nur aus der Beobachtung seiner Wirkungen schließen kann. Hier ist Aristoteles ganz Physiker, der die Kraft an der erbrachten Leistung abliest, da sich das Prinzip selbst der direkte Beobachtung entzieht.

Wir brauchen jetzt nicht den Herleitungen der letzten Ursachen aus der Materie und dem „ersten Beweger“ (proton kinoun) in der Aristotelischen Metaphysik zu folgen, oder dem arabischen Kommentar des Averroes (Ahmad ibn Rushd) und seiner Übertragung ins Gelehrten-Latein der Scholastik durch Michael Scotus, uns genügt vorerst, dass es eine solche Denkfigur wie die Energiea gibt und wir werden versuchen, ihr noch auf andere Weise auf die Spur zu kommen.

Eine Verwechslungsgeschichte im Rahmen der Rhetorik wirft ein erhellendes Licht auf die Labilität von Neologismen. Es geht um die Begriffe Energiea und Enargeia, die bereits Aristoteles selbst benutzte und zur Konfusion dadurch beitrug, dass er in seiner Rhetorik beide verwendete um etwas zwar nicht Identisches aber Ähnliches auszudrücken. Enargeia heißt die „Anhäufung“ und ist die rhetorische Figur der Aufzählung und des Detailreichtums, die dazu dienen sollen mit Hilfe der amplificatio die Rede so zu erweitern und anzureichern, dass die Lebendigkeit und das ständige „im-Werk-sein“ (die Energiea) der Inhalte derart zunimmt, dass das Gesagte den Zuhörern plastisch vor Augen tritt. Dieses Detail aus der Wirkungs- und Affektlehre der Redekunst hat viel Verwirrung gestiftet, zum Schaden der Amplifikation und der Aufzählung von vielen Aspekten, die in der Folge als „Materieller Schwulst“ und überflüssiger Zierrat in Misskredit geriet. Im 16. und 17. Jahrhundert gingen Energiea und Enargeia völlig durcheinander, nachdem bereits Cicero und Quintilian ihre Schwierigkeiten damit hatten. Das stetig schaffende und formende Prinzip, das aus der Potentialität die Aktualität macht, wird nun mit Lebendigkeit gleichgesetzt und zwar mit der Lebendigkeit des Ausdrucks einer sprachlichen Darbietung. Der erkenntnistheoretisch notwendige Gegenzug zur Reduktion, die Amplifikation hat durch die Rhetorik des Manierismus und Barock und ihr Missverständnis der Aristotelischen Begriffe deutlich an Reputation verloren, was sich u.a. in den darauf folgenden Epistemologien bemerkbar macht.

In der imaginären Schule der Handwerkerphilosophie steht ein großes Schild, auf dem steht geschrieben: Misstraue allen Theorien ! Besonders aber denen, die von Leuten stammen, die außer Lesen, Schreiben und Reden sonst nichts, vor allem nichts mit ihren eigenen Händen tun.

Ist das eine Verachtung der Intellektualität oder gar die Geringschätzung der geistigen Arbeit, die sich hier artikuliert ? Wohl kaum, denn sonst gäbe es diese Schule gar nicht, es ist vielmehr der Hinweis auf eines der merkwürdigsten Fragmente der Philosophiegeschichte: „Der Mensch ist das klügste aller Wesen, weil er Hände hat.“ Dieser merkwürdige und höchst spekulative Satz klingt als käme er aus der Kulturhistorischen Schule der sowjetischen Psychologie mit ihrer systematischen Betonung der Tätigkeit und Praxis, ihrer Werkzeug-, Handlungs- und Entwicklungstheorie.

Es stammt aber von einem Vorsokratiker, dem Ionische Materialisten und Aufklärer Anaxagoras. Als Freund und Berater des Perikles wurde er von dessen Opponenten angeklagt und in einem politischen Prozess der Unfrömmigkeit überführt. Perikles, durch diesen Prozess selbst gefährdet, konnte aber seinen Einfluss geltend machen, wodurch Anaxagoras schließlich zur Verbannung begnadigt wurde. Der spätere Prozess gegen Sokrates ging nicht so glimpflich aus, er wurde bekanntlich zum Selbstmord verurteilt.

Was aber haben Hände mit Klugheit zu tun, wie es im überlieferten Satz angedeutet wird ? Sind nicht die Handwerker, weil im klassischen Sinne ungebildet die weniger Klugen. Oder macht sich hier bereits einer die feine Unterscheidung zwischen „Gebildet“ und „Klug“ bemerkbar? Oder anders gefragt: Welchen Einfluss hat der Gebrauch der Hände auf die mentale Entwicklung ? Gibt es Erkenntnisse über den Zusammenhang von Feinmotorik und Intelligenz, taktile Sinnesqualität und Synapsenbildung?

Auch ohne die Neurowissenschaften bemühen zu müssen und ohne Rudolf Steiners Thesen kann man aus den Erkenntnissen der herkömmlichen Anatomie, Physiologie, Pädiatrie und Entwicklungspsychologie den Schluss ziehen, dass die Hände, die ohnehin „biomechanisch betrachtet, als die kompliziertesten Körperteile“ gelten (Reill, Alles im Griff, 1999) und darüberhinaus die höchste Dichte an afferenten und efferenten Nervenfasern pro Quadrat-Zentimeter aufweisen in seiner Hirnrepräsentanz einen entsprechend großen Raum einnehmen. Wenn man alleine an die hochkomplexe senso-motorische Auge-Hand Koordination denkt, die wir allenthalben am Werke sehen können, haben wir leicht einen Begriff von den engen Verknüpfungen der Sinnesorgane, denn die Hand ist dank der sensorischen Afferenzen auch ein Sinnesorgan. Da sie aber auch der Willkür-Motorik zugänglich ist, erscheint die Hand unter den Körperteilen als besonders raffinierte Kombination aus Sinnesorgan und Ausführungsorgan, einschließlich der über Regelkreise erfolgenden Steuerung. Die Füße übernehmen zwar ähnliche Aufgaben sind aber in Summa gröber, unbeweglicher und in ihrer Leistungsfähigkeit verkümmert, seit wir nicht mehr auf den Bäumen sitzen.

Die Entwicklung der Feinmotorik und diverser Hirnareale unterstützt und befeuert

sich gegenseitig, kaum ist eine neue Fähigkeit entwickelt, wie das Greifen etwa, wird diese ausgiebig geübt und unentwegt trainiert, bis die Muster dafür im Hirn fest sind. Diese Art des senso-motorischen Lernens behalten Hand und Hirn bei, wie man zB beim Erlernen eines neuen Klavierstücks leicht nachvollziehen kann.

Die geheimnisvolle sensorische Kooperation trägt zu weiteren Verknüpfungen bei, und so ist es zu erklären, dass der ständige Wechsel zwischen Routinen und Unbekanntem für eine gut funktionierende Kommunikation zwischen Hand und Hirn sorgt. Dieser zum Trainings-Transfer gesteigerte Effekt lässt erwarten, dass Übung der Feinmotorik nicht ohne Auswirkungen auf die Intelligenzleistung bleiben kann. Das gilt zwar in gleichem Maße für die Übungen sämtlicher Sinne, aber die Hand ist nun mal wegen ihrer einmaligen Funktionskombination der Spitzenreiter im Eindruck machen auf die Zellen der grauen Substanz.

Es ist beileibe nicht alles verkehrt oder abwegig, was Rudolf Steiner herausfand und vertrat, aber der moralisch-religiöse-imperativische Kontext in den alles gepresst wird, entwertet auch den bedenkenswertesten Einzelbefund. Sein Insistieren auf Handarbeit in den pädagogischen Vorträgen und sein Lob der körperlichen Bewegung zugunsten des Geistes, das er immer wieder beschwört, haben in den Erkenntnissen der Neurophysiologie ihre Grundlage und sind allemal beherzigenswerte pädagogische Einsichten. Man kann diese erweitern zu jenem Polytechnischen, das allem Interdisziplinären zugrunde liegt, was ein gewisses Verständnis von nach außen gerichtetem Werkzeug und seiner Entsprechung im nach innen gerichteten Werkzeug voraussetzt, wie es in der Tätigkeitstheorie Lev Semjonowitsch Vygotskijs heißt.

Diese „verinnerlichten“ Werkzeuge nenne ich Denkfiguren und diese zähle ich zu den Auxiliaren, die unsere Gattung benötigt, um sich zurechtzufinden.

In die Sammlung von Denkfiguren gehört zB „das kleinste gemeinsame Vielfache“ (kgV), die „Wenn-Dann-Beziehung“ (impl) die Operatoren „und|oder|nicht“ und alle anderen klassischen aussagenlogischen Operationen und Relationen. Aber auch die Denkfiguren „Kenn' ich schon“, „Versteh' ich nicht“, „interessant!“ und „faszinierend“ sind Auxiliare, die der Vorsortierung dienen, und die jeweiligen Inhalte einer weiteren Bearbeitung zuführen. Auch wenn es unsinnig oder willkürlich klingt und das Ordnungs- und Ablagesystem vielleicht zu subjektiv ist, wir alle operieren auf diese unordentliche Weise in der Absicht Ordnung zu schaffen. Wir verwenden die Algorithmen und Auxiliare, die uns geläufig sind, die wir uns abgeschaut und ausprobiert haben, verhalten uns dabei sehr konservativ und ändern nur etwas, wenn sich herausstellt, dass es auf diese Weise wirklich überhaupt nicht geht. Diese subjektiven Ordnungsstrategien haben große Ähnlichkeit mit unserer virtuellen Kunst- und Wunderkammer, ihren beschrifteten Sammlungs- und Archivkästen, in die wir sinnlich Erfahrenes ablegen. In der Diktion des Aristoteles heißt das das „Schatzhaus der Erinnerung“. Wer Umgang mit dergleichen hat oder hatte, wird wissen, wie groß dabei der Einfluss des Haptischen ist, sowohl bei der Identifizierung, als auch bei der Unterscheidung, Ordnung und der wie auch immer gearteten Systematik.

Das wiederum kommt weither aus der Kindheit, aus dem kindlichen Schätzesammeln und dem undefinierbaren Hosentascheninhalt.

Christian Kellerer erzählt in seiner Monographie „Objet Trouvé und Surrealismus“ (Hamburg 1968, Rekonstruktion) von der gedankenlosen Sammelei der Kinder, die danach befragt, warum sie dieses oder jenes aufbewahrt hätten, summarische, diffuse und vorwiegend sensuell-haptische Antworten geben, wie etwa: weil es so schön rund ist, weil es so glatt ist...

Das erinnert nicht nur an Brechts poetische Wolke, die „so ungeheuer oben“ war, sondern auch an die Erschließung der Welt, durch das „Begreifen“ im metaphorischen wie im wörtlichen taktilen Sinn.

Das ist aber nur die eine Seite des Verhältnisses Hand und Klugheit, die Seite, die in der Hand vorzugsweise den Detektor, und den Fühler sieht, die Seite die auch den rückgekoppelten Effektor betont, wie wir sie beim Zeichner, Musiker und Sportler sehen, vermittelt dem Geist-Seele Teil des Organismus noch andere direkte und indirekte Botschaften. Da Sensorik, Prozessorik und Aktorik beim Menschen eine unauflösbare Einheit bilden, quasi ein Bühnenstück in mehreren Akten, aber ohne festgelegte Reihenfolge, ist es sehr schwer und vergleichsweise künstlich, die fest verdrahteten Makros und Module, in kleine Einheiten aufzutrennen und zuzuordnen. Ob das mentale System vom anatomisch-physiologischen lernt, oder umgekehrt von diesem gesteuert wird, mündet letztlich in die Henne-und-Ei-Frage und den alten Streit um die Priorität. Dem kann man nur durch ganzheitliche Betrachtung, willkürliche Schnitte und bewusste Momentaufnahmen entgehen, die ich immer mit dem Jetzt meiner Untersuchung bescheiden begründen kann.

Dass der Geist auch Hände, Augen, Ohren, eine Nase, Eingeweide und eine Zunge hat, ist zwar klar, aber doch ungewöhnlich. Er verdaut, hört zu, erblickt in der Ferne, berührt, schmeckt ab und riecht förmlich bestimmte Problemlagen, richtet sich auf, und ergreift, nachdem er begriffen hat eine Maßnahme. Diese metaphorische Redeweise ist uns nicht fremd, auch wenn wir immer schwankend sind in unseren Zuordnungen, den üblichen, den extravaganten, den eigenen und nur persönlich zu verantwortenden. Wenn uns unsere Finger melden, das etwas weich, rund und warm ist, wird manches in uns ausgelöst und gereizt, der Appetit, die Erotik, das Verweilen wollen, das Spielen, das Abgleichen mit den restlichen Sensationen und Befindlichkeiten unserer momentanen Verfassung. Eine Vielzahl von Erinnerungen werden wachgerufen, Vergleiche werden angestellt, Unterschiede und Besonderheiten identifiziert, gleichzeitig werden Scham- und Eitelkeitsprobleme aktiviert, Tabus berührt, die Sehsuchtmaschinerie angeworfen, und zu alle dem noch eine Haltung elaboriert, die obendrein auch noch kritisiert und schließlich archiviert wird. Auf solch verschlungenen Wegen arbeitet unsere berührende Hand dem Geist in die Hände. Wenn die besagte Hand produziert, also das, was sie sich angewöhnt und trainiert hat, anwendet, ist der Geist ohnehin im Spiel. In der Form des Reproduzieren, und Produzierens, des Prüfens, Verbesserns und Beurteilens und endlich im Impuls weiterzuarbeiten, um der Vorstellung des Handlungsziels

möglichst nahe zu kommen. Alles spricht für Polytechnik in einem umfänglichen Sinne. Für jede Neugier sollte ein Gewerk erlernbar sein, für jede Präferenz eine Methode zur Verfügung stehen, für jedes Problem Schritte zu seiner Bearbeitung möglich, und für jede Freude ein Tanzschritt zu erfinden sein.

Das „im-Werk-Sein“ die Energeia des Aristoteles ist besonders aktiv, wenn Kunst gemacht wird. Von Dynamis, Eidos, Morphè und Logos war bereits die Rede, die Aristoteles wechselweise zur Illustration und, wie ich finde, auch als Allusion verwendet. Es ist ein offenes Geheimnis, dass sich niemand hinsetzt und beschließt jetzt Kunst zu machen. Es ist ein langer Prozess, dem eine bestimmte Art der Erfahrung und des Erlebens vorausgeht und den das ständige Rauschen der Energeia begleitet, bewusst und unbewusst, wachend und träumend, aktiv und passiv. Energeia könnte man hier übersetzen mit dem zugespitzten, persönlichen Blickwinkel, mit dem momentan alles beherrschenden Thema, mit der Strudelbewegung, die alles dazu Wichtige und Richtige, Weiterhelfende und Widersprechende in selektiver Wahrnehmung heran-spühlt und zum Verarbeiten anbietet. Auch mit einem Mantra könnte man die Ennergeia vergleichen, mit dem Om der Kunst, oder, um ein visuelles Bild zu gebrauchen, mit dem allgegenwärtigen Spiegelkabinett der permanenten Reflexion oder dem Heideggerschen „Gemurmel“, auf das sich Lacan, Lévinas, Merlau-Ponty, Adorno und viele andere bezogen. Wem das zu pathetisch und tümelnd erscheint, der mag sich an den Vergleich mit der unverzichtbaren Atmo der Medienkünstler halten.

Die Energeia ist allerdings nicht, wie man jetzt leicht annehmen könnte, etwas Nouminoses, eine Naturgewalt, etwas, das außerhalb des menschlichen Einflusses stünde, ein feinstofflicher Äther, ein unsichtbarer Transmitter, etwas plötzlich und nicht hintergebar Überwältigendes wie das Pneuma, der Heilige Geist, der Wind, der uns erfasst, auch wenn Aristoteles an einigen Stelle dergleichen vermuten lässt. Man kann sie sich besser als ständig vorhandene Energie vorstellen, zu der ich mir allerdings erst einen Zugang verschaffen muss, eine Technologie zu ihrer Nutzung erfinden und entwickeln muss. Bäche und Flüsse fließen immerzu, der Wind bewegt die Luftmassen, die Sonne scheint, darin allerdings eine Quelle, ein Potential zu erkennen, das, was ich erlebe zu instrumentalisieren oder zu operationieren, ist eine Kunst, eine Techné. Diese Techné ist eine Summe von Tätigkeiten, die halb absichtslos spielend, halb bewusst suchend und denkend, nichts ausschließen, was der Erkenntnis dienen könnte. Der Übergang von der Möglichkeit in die Wirklichkeit, ist das Ziel der Energeia, die Verwandlung der Potenz in den Akt, die Überführung von Dynamis zu Eidos oder Morphé, der Bewegung zur Gestalt. Wenn man also Energeia als realisierendes Prinzip versteht, wird auch begreiflich, wieso dieser Begriff im Zusammenhang von Kunst- und Gestaltungstheorie auftaucht, man denke nur an die Bedeutung der „Réalisation“ für Cézanne, die er in vielen Schriftstücken bezeugt.

Dieses „Ionische Thema“ des dynamischen Übergangs, der Gestaltentwicklung, der energetischen Modelle und der prinzipiell vorhandenen Spannung muss Künstler interessieren, nicht zuletzt deshalb, weil sich hier die Metaphysik in der Handwerkerphilosophie bemerkbar macht und sich anschickt, handgreiflich zu werden. Der naive Materialismus, der der Handwerkerphilosophie eigen ist, samt Analogik, Empirie und Pragmatismus, ist eine gute Voraussetzung, nüchtern zu

bleiben und Nützlichkeitsabwägungen vor zwanghafte Systematik zu stellen. Pythagoras und seine Sekte wären nicht halb so bekannt und einflussreich geworden, wenn es ihm nicht gelungen wäre, eine mathematisch-geometrische Gesetzmäßigkeit, die schon lange vor ihm existierte und bekannt war (zB in der Knotenschnur altägyptischer Vermessungsbeamter, oder in der chinesischen ku-kou-hsien-Figur) so zu formulieren, dass sie für Handwerker nachvollziehbar und anwendbar war, von der tönenden Intervallik und dem Tektraktys gar nicht zu reden.

Wenn also Energieia ein permanent realisierendes Prinzip ist, wäre es im handwerkerphilosophischen Horizont eine gute Strategie, sich so direkt wie möglich an diese Energie anzuschließen, um von ihr zu profitieren.

Das heißt für die künstlerische Praxis: Künstler dürfen nicht im Abseits arbeiten, müssen mitten im Getriebe stehen, weil hier die Energieia am breitesten strömt. Da breit bei Gewässern meistens flach bedeutet, darf er allerdings nicht ausschließlich im Getümmel leben, sondern alternierend dazu in der freiwilligen Einsamkeit und Abgeschlossenheit. Dieses Wechselbad entspricht allen aus der Geschichte bekannten diätetischen Regeln einer klugen Lebensführung und braucht darum hier nicht weiter behandelt zu werden. Eine andere Art, sich an den Strom der Energieia anzuschließen besteht im Ersinnen von Schnittstellen, Methoden und Praktiken, die Energieia einzufangen und nutzbar zu machen. Dazu wäre es hilfreich, über eine detaillierte Methodenlehre im Rahmen der Handwerkerphilosophie zu verfügen, die auszuarbeiten die Scham, die Geheimniskrämerei, die Uferlosigkeit und der Stolz verhindern, Man dürfte, um solches zu tun, keine Angst haben, weder vor Trivialität und Naivität, noch vor der Lächerlichkeit und Obszönität, vor blamabler Intimität und der Seichtigkeit riskanter Rezepte.

Irgendwann wird sich einer finden, der die dafür notwendigen Voraussetzungen und Eigenschaften mitbringt, wenn es nicht alles schon längst stattgefunden hat.

Die Energieia-Hypothese ist darum erstaunlich mythologisch, weil Aristoteles seinen Lehrer Platon zwar kritisiert, ihn aber in zentralen Punkten bestätigt. Die Energieia ist nach dem Muster der Platonischen Urbilder etwas an dem man mehr oder weniger teilhaben kann. Die Denkfigur der Methexis lehnt Aristoteles zwar deutlich ab, baut sie aber gleichzeitig in die zweigliedrige Denkfigur (Naturans-Naturata, Energieia-Ergon) ein. In seiner Metaphysik gibt es etwas, das ständig anwesend ist und realisierend wirkt, eine schlummernde Potenz, die aus welchen Gründen und bei welchen Anlässen auch immer Möglichkeiten in Wirklichkeiten verwandelt, vermutlich durch ein geeignetes Maß an Energie in Aktion gesetzt. Teilhabe hat immer etwas von Rangfolgen an sich, in welche die Dinge dieser Welt zuvor in niedere und höhere eingeteilt werden, um sodann die niederen von höheren abhängen zu lassen, sie aber auch gleichwohl an Ihnen teilhaben lassen, wahrscheinlich in einem zugeteilten Maß. Hierin eine Kolonialherren-Denken zu erkennen, fällt nicht besonders schwer, aber auch jenseits der Denunziation ist es insofern interessant, als das Individuum, oder erkennende und handelnde Subjekt überhaupt keinen Einfluss auf die Methexis hat, oder haben soll.

Also ist die Energieia doch wieder eines jener Gebilde, die konstruiert wurden, um sofort danach naturwüchsig unbeeinflussbar zu sein.

Das hoffnungsvoll dagegengesetzte Bild vom Anschluss an einen strömende Energie kommt darum der Handwerkerphilosophie näher, weil es wenigstens die Gestaltung des Anschlusses gestattet. Ob Kanal oder zusätzliche Verbindung zum Wasser- und Handelsweg, Anschluss an eine Versorgungsleitung, oder Ausbau eines Kommunikationsnetzes, in diesem Bild macht Methexis wieder einen Sinn, natürlich einen limitierten, wenn man die Inhalte bedenkt.

Zum Ärger der Metaphysiker holt die Handwerkerphilosophie funkelnde aber unerreichbare Prinzipien immer wieder auf den Boden des Hantierens, Gestaltens und des eigenverantwortlichen Handelns. da das Subjekt dank seiner Tätigkeit seinen Status des „Unterworfenen“ eintauscht gegen die Rolle des Gestalters; zwar nicht des schrankenlosen Gestalters, aber immerhin des Gestalters großer Teile seiner eigenen Wirklichkeit. Warum also abspalten und nach draußen verlagern, um dann wieder Teilhabe in Portionen zuzulassen, könnte man Aristoteles fragen, warum die Energieia nicht im handelnden Subjekt ansiedeln und dann ihm die Verantwortung für das Besser oder Schlechter, das Mehr und Weniger übertragen und abfordern. So zu denken würde die metaphysischen Gewohnheiten nachhaltig erschüttern, denn dann liefe man nicht mehr auf Marmorpflaster zwischen großen, schönen aber verschlossenen Gebäuden herum, sondern man befände sich in einer Art von Geländespiel, nach dem Vorbild des Robinson, der alles verwendet, Überkommenes und soeben Gefundenes um zu überleben, zurechtzukommen und an Erfahrung und Souveränität zuzunehmen.

Überträgt und erweitert man die Denkfigur des dynamischen Prinzips (naturans) und des statischen Ergebnisses (naturata) gerät man in verwirrendes und unwegsames Gelände: Suchen und Fundstück, Gehen und Ziel, Denken und Gedanke, Arbeiten und Ergebnis, Tun und die Tat, Begreifen und der Begriff, Tanzen und der Tanz. Der erste Teil der zweigliedrigen Denkfigur besteht immer aus einem Verb, der zweite Teil entweder aus eine substantivierten Verb, einem ungefähren Ziel, Ergebnis einer Konsequenz oder einer Projektion.

Anders als bei den lateinischen Kunstwörtern naturans und naturata, die, wenn auch unsinnig, aber sofort in ihrem allusiven Charakter verständlich sind im Sinne von schaffende und geschaffene Natur, ist das nämliche im Deutschen nur selten möglich. Das Gehen und das Gegangene, das Wollen und das Gewollte machen eher auf ein grammatisches Verhältnis zwischen dem substantivierten Infinitiv eines Verb und dem substantivierten Partizip Praeteritum des selben Verbs aufmerksam als auf inhaltliche Besonderheiten oder gar Erkenntnisse. Ich muss schon das „Gegangene“ als den bisher zurückgelegten Weg interpretieren, um auf eine andere Ebene im Begrifflichen zu gelangen, wie beispielsweise vom „Gehen“ zum „Weg“.

Hier offenbart sich erneut der enge Zusammenhang von Sprache und Metaphysik,

wie es Humboldt in seiner „Weltansicht“ versuchte zu formulieren. Ontologische Fragestellungen hängen von sprachlogischen Operationen ab, sind von diesen in gewisser Weise vorgegeben und nicht so eigenwüchsig wie man annehmen möchte.

Wenn man sich im Begriffsgarten der Philosophie wie ein Wilderer oder Freibeuter benimmt und bewegt, zertritt man auf der Jagd zwar manche Pflanze, ebnet damit aber auch manch neuen Weg. Was kann die Handwerkerphilosophie mit der Infinitiv-Partizip-Konstruktion anfangen, wie kann sie diese Denkfigur in der alltägliche Interpretation und Spekulation fruchtbar machen ?

Da bietet sich zunächst die Übersetzung an, das Wörtlich-Nehmen ungeachtet der mittlerweile konventionell gewordenen Bedeutung. Den Infinitiv, oder auch Durativ mit grenzenlos oder auch „punktuell-grenzenlos“ zu assoziieren, sich dabei die endlose Ebene und davor den eigenen Standort vorzustellen fällt leicht. Sich das Partizip als eine Form der Teilhabe, der Methexis oder Partizipation, dh. dem „Erhaschen eines Teils, oder auch seines Teils“ zu denken, fällt ebenfalls nicht besonders schwer. Beides jedoch in eine Denkfigur zusammenzufassen, das Unbegrenzte und die Teilhabe in das Verhältnis von Produktivität und Produkt, Energeia und Ergon, naturans und naturata zu bringen ist ein gewagtes Unternehmen. Die Denkangebote für Infinitiv und Partizip könnten folgendermaßen lauten:

- 1- Es ist prinzipiell möglich, am unendlich Ausgebreiteten teilzuhaben
- 2- Wenn das Unendliche gerade im Begriff ist zu sein (Durativ) nimmt es konkret teil an dem, was geschieht
- 3- Etwas, das unbestimmt und ungerichtet, aber ewig ist, gleicht einem Partizip, das ins Leere greift.
- 4- Etwas Unpersönliches wird durch Anteilnahme zu etwas Persönlichem, das Undefinierte wird zum Identifizierbaren.
- 5- Das Undefinierte ist zu gleichen Teilen am Definieren beteiligt, wie das Definierte am Grenzenlosen und Verworrenen.
- 6- Im Verbum wirkt die Kraft des Bestimmens und Ausrichtens, aber auch die der Eigenschaften, zumindest der zeitweisen.
- 7- Die unendliche Tätigkeit muss in der einzelnen, persönlichen Tat erkennbar sein.

Ein solches Rätselraten im Dunklen, im Wörtlichen und Spekulativen eröffnet, ähnlich wie das freie Assoziieren, der Erkenntnis neue Wege, aus dem Potentiellen eine Gestalt zu entbinden, aus der Möglichkeit eine Wirklichkeit zu machen. Es ist eine Heuristik auf amplifikatorischer Grundlage, also etwas, das der herkömmlichen Schulphilosophie vergleichsweise fremd ist.

Schon die Aufforderung, im geschaffenen Ding, seine Herkunft aus der allgemeinen, überpersönlichen und undefinierten Schaffenskraft zu erkennen, ist im Grunde eine Zumutung für unsere Ratio, die religiöse Züge trägt. Entsprechend wurde auch die Aristotelische Denkfigur von den Kirchenvätern christlich umgedeutet und eingemeindet. Im Geschöpf das Prinzip der Schöpfung, oder auch ganz direkt, den Schöpfer zu erkennen, lautet die Denkfigur in dieser Lesart.

Die Handwerkerphilosophie, die u.a. am Herstellen epistemischer Gegenstände interessiert teilnimmt, geht ganz ähnlich vor, allerdings mit veränderter Betonung, anderen Methoden und vor allem mit anderen Zielen. Diese Ziele liegen nicht im Erklären und Begründen, sondern im Finden und Entdecken.

Heuristik auf amplifikatorischer Grundlage, also die Findekunst, die auf Erweiterung der Denkmöglichkeiten beruht, ist eine wenig geübte Technik, zudem noch eine Methode, deren wissenschaftlicher Charakter stets angezweifelt wird, und die darum immer eher der Poesie und den Künsten zugerechnet wird, um nicht zuzusagen in das Reservat der Unerheblichkeit und Wirkungslosigkeit verbannt wird.

Gesetzt den Fall, es gäbe Naturans, Energiea und Produktivität, was würde ihnen in der physikalischen Welt entsprechen, welche Substrate könnte man sich denken, welches Trägermaterial müsste vorgestellt werden, um ihnen zur Existenz zu verhelfen. Äther, Pneuma, Atome, Potenz sind die Vergegenständlichungen und Namen aus der Antike, Fluidum, Flogiston, Atmosphäre, Kräfte, Gase, Wellen und Ströme hießen die Prinzipien später. Ihnen gemeinsam ist die Unsichtbarkeit bei gleichzeitig zu beobachtender Wirkung und damit war der Weg frei für allerhand Magie, Alchemie, Gnosis und Initiationen. Aus den Versuchen, philosophische Erkenntnisse praktisch anzuwenden, was im Grunde nichts anderes heißt, als mit seiner Praxis auf der Höhe der eigenen Theorie zu bleiben, entstand mit der Alchemie die Handwerkerphilosophie, die darum als „unrein, niedrig und gering“ galt, weil sie den gefährlichen Versuch unternahm, gänzlich Unvereinbares wie spekulative Theorie mit kruder Praxis zu verbinden.

Die Handwerkerphilosophen missdeuteten meist ihr Hantieren mit Materialien als Umgang mit der Materie, strapazierten die Analogie und sahen bereits im entweichenden Dampf etwas dem Geist Verwandtes und überbetonten in der Regel, da es sich um geheimes Wissen handelte, das Arkanum. Die theoretische Alchemie war kaum von dem frühen Naturwissenschaften zu trennen, da beide die neue Erkenntnisquelle des Experiments neben der Text-Exegese anerkannten. Damit entfernte man sich auch von der Sprache, erfand Codes und Zeichensprachen, von denen einige die Ebene einer Konvention erreichten. Über die Entstehung der zwei Kulturen ist so viel Tinte vergossen worden, dass ich das hier nicht weiter ausführen muss, interessant hingegen bleibt, das Schicksal einzelner Denkfiguren zu rekonstruieren, wie zB das der Energiea. Naturans und Produktivität.

In der Naturphilosophie Schellings steht diese Denkfigur an zentraler Stelle. Natura Naturans und Natura Naturata seien de facto das selbe, nur im Denken betrachte man sie getrennt. Er übersetzt Naturans mit Produktivität und Naturara mit Produkt, wobei die Produkte durch die Hemmung die dem Strom der ewigen Produktivität im Wege stünden, entstehen. Im Produkt käme sozusagen die Energie zum Erlöschen, das Fließende zur Erstarrung, das Bewegte zum Stillstand. Durch die Dialektik des Strömens und der Hinderung erhalte sich die Produktivität quasi selbsttätig. Damit kommt Schelling einer Verschmelzung der Platonischen Idee, mit der Aristotelischen Bewegung, der scholastischen Naturans-Naturata-Figur, mit Spinozas Pantheismus und dem neu-romantischen Theorem der Selbstorganisation sehr nahe. Ihm kommt zudem das Verdienst zu, Natur als permanenten und dynamischen Gestaltwandel gefasst zu haben, wenngleich er betont, dass Entwicklung nur auf der Seite von Naturata geschieht wohingegen Naturans ewig, stabil, unveränderlich und außerhalb der Zeit ist. Die Produkte wechseln, die Produktivität nicht.

Die Paradoxien um die Naturans-Denkfigur häufen sich, das ewig Dynamische ruht in sich und ist unveränderlich, das festgefügte, wohldefinierte und ergebnishafte Produkt ist ständigem Wandel unterworfen. Sollte das bedeuten, dass die Denkfigur eine Verkörperung der Dialektik schlechthin ist, oder dass eine jede Praxis in sich widersprüchlich ist, vielleicht sogar sein muss, wenn sie eine gestaltende Praxis ist. Gestaltende Praxis, künstlerische Arbeit und Kreativität, um die ungeliebt, weil zu abgegriffene und missbrauchte Vokabel doch noch zu nennen, hat insofern viel gemein mit dieser gedanklich aufgetrennten Natuta Naturans und Natura Naturata, weil sie prinzipiell in der Naturata die Spuren der Naturans sieht.

Die Gegenstände, die ein Künstler betrachtet, sind niemals einfach so da, zur Verfügung, ohne Vorgeschichte, ohne Qualifizierung und ohne Alternativen. Es sind vielmehr gewordene oder gemachte Dinge, die ihre Rolle entweder gut oder weniger gut spielen, die das Material, aus dem sie bestehen, in angemessener Weise einsetzen, oder nicht, die mit geringfügigen Änderungen auch so oder so hätten ausfallen können, es sind zeitgebundene Realisierungen, die den Kenntnisstand, die technischen Möglichkeiten und die Zivilisations- und Bewusstseinsstufe ihrer Herstellung erkennen lassen. Auch die Alternative des überhaupt nicht Existierens ist gegeben, im Sinne von, was genau würde fehlen, wenn es dieses Ding nicht gäbe, wie würde man sich behelfen, was wäre möglicherweise an seiner Stelle da, könnte da sein. Nichts als gegeben hinzunehmen ist eine wichtige künstlerische Tugend, die den Gestalter überhaupt erst in die Lage versetzt, eine Alternative zum Bestehenden denken zu können. Die Distanznahme, derentwegen Künstler und Gestalter häufig gescholten werden, dieses sich nicht in das besinnungslose Verwendungsgeschäft mit verwickeln zu lassen, ist notwendige Voraussetzung für die Anwendung der Naturans-Figur. Womit wir wieder bei der Handwerkerphilosophie wären, die sich untersteht, philosophische Erkenntnisse, Theorien und Denkfiguren anzuwenden, sie sozusagen durch Verwendung gemein zu machen. Ein ähnliches Verhältnis wie zwischen Theoretischer Physik und physikalischer Technologie, und Reiner und angewandter Mathematik, Weltanschauung und Politik zeichnet sich hier ab und rückt die Kunst in die Nähe einer angewandten Philosophie, einer praktischen Phänomenologie, einer realisierten Epistemologie. Bisweilen entstehen dabei grotestke Versuche und ulkige Unglücke, die aber nicht darüber hinwegtäuschen, dass die zugrunde liegenden Fragestellungen seriösen Nachdenkens wert sind.

Die Naturans- Denkfigur mündet in der Handwerkerphilosophie in die Praxis des Konjunktiv, in die Praxis der Unbegrifflichkeit und in die Praxis einer kritisch-anschaulichen Epistemologie. Die Metaphysik bleibt innerweltlich, was nebenbei bemerkt sehr viel interessanter ist, als von Göttern, Gott, dem All, Universum oder der Natur zu reden. „Dynamische Systeme“ und „Selbstorganisation“ können in diesem Zusammenhang fruchtbar werden, müssen allerdings erst noch auf Artefakte und technische Selbst-Erfüllende-Prophezeiungen untersucht werden, bevor sie ins Repertoire der ernstzunehmenden Denkfiguren aufgenommen werden können.

Wenn wir trotz allem anzweifelbaren Sinn, Metaphysik ernst nehmen, wenn wir sie als jenes „unhintertreibliche Bedürfnis“ dem es nach Kant entspringen soll, gelten lassen, und alle ihre schwebenden Fragen nach der Realität, nach den Grenzen unserer Vernunft, nach dem Sein und dem Nichts als ernsthafte Fragen akzeptieren, muss ihr ein Platz in unserem Denken eingeräumt werden. Fragt sich nur welcher – soll es der am Anfang alles Denkens und Fragens sein, auf die Gefahr hin, dass kein neuzeitliches Denken und Fragen in Gang kommt, oder soll es der des Restes am Ende des Denkens und Erklärens sein, jenes Restes, der immer bleibt und der uns Schweigen gebietet?

Gibt es vielleicht auch einen Platz dazwischen, ein „dum laboramus“, ein Interim, das temporal, kausal und final beschränkt und Projektgebunden ist und keinen Anspruch auf ewige Gültigkeit und Verbindlichkeit erhebt?

Den muss es geben, sagt die Handwerkerphilosophie, und in Anlehnung an Cocteau's „Theatre de poche“ oder Queneau's „Petite cosmogonie portative“ wäre es schön und begrüßenswert, über eine „Taschenmetaphysik“ zu verfügen, die nicht an schwere Schreibtische und große Bibliotheken gebunden ist und mobil einsetzbar ist. Solches wünschend, versucht die Handwerkerphilosophie einen Platz zu schaffen, mitten in den alltäglichen Turbulenzen aus besinnungslosem Verwendungsgeschäft und distanzierter Abgehobenheit, atemlos fragmentiertem Erleben und schöngeistigem Escapismus.

Überall soll es möglich sein, eine kleines Metaphysik-Arbeitszelt aufzuschlagen, in dem wie im Straßenbau, die Arbeit am Grundlegenden und Abgründigen mobil ausgeführt werden kann. Das Arbeitszelt wandert mit der Baustelle mit, und da wo es heute Fragen nach der Qualität und der Negation waren, werden es morgen womöglich Fragen nach den Bedingungen der Umwelt sein, oder nach epistemischen Objekten, oder solche nach dem Weg dorthin.

Wenn man, wie so oft geschieht, der Metaphysik vorwirft, im Laufe so vieler Jahrhunderte, so geringe Fortschritte gemacht zu haben; so sollte man auch berücksichtigen, dass keine andere Wissenschaft, gleich ihr, unter fortwährendem Druck erwachsen, keine von außen so gehemmt und gehindert worden ist. Allezeit durch die Religionen des jeweiligen Landes, die immer und überall im Besitz des Monopols metaphysischer Erkenntnisse ist, neben sich wie ein wildes Kraut angesehen; „wie eine Zigeunerhorde, und sie in aller Regel nur unter der Bedingung toleriert, dass sie sich bequeme ihr zu dienen und nachzuzufolgen.“

(Arthur Schopenhauer, *Die Welt als Wille und Vorstellung, Zweiter Band, Zum ersten Buch, zweite Hälfte, Kapitel 17*)

Dieser im religiösen Korsett eingeschnürten Metaphysik versuchten viele durch eine Art von Transzendentalphilosophie zu entkommen, von denen Kants, Hegels und Schopenhauers Unternehmungen vielleicht die erfolgreichsten waren. Die Handwerkerphilosophie versucht ebenfalls durch einen intra-mundanen Zugang Antworten auf metaphysische Fragestellungen zu finden und entdeckt eine Möglichkeit dazu in der Mischung aus theoretischem Materialismus und

romantischer Ästhetik und Epistemologie, auch jenseits der Philosophiegeschichte. Zum theoretischen(oder auch spekulativen) Materialismus müssten vielleicht noch ein handlungs- oder tätigkeitstheoretischer Aspekt hinzugenommen werden, um den Einordnungsversuch in herkömmliche Schubladen vollständig zu machen.

Und damit wären wir bei der gedanklich-theoretischen Grundausstattung eines künstlerischen Denkens angelangt, das dieses alles noch mit einer großen Ich-Nähe kombiniert, um die subjektiven Reaktionen auf nicht-subjektive Anlässe zustande zu bringen, aus denen Kunst zu großen Teilen besteht.

Wenn es so etwas wie eine praktische oder angewandte Metaphysik gäbe und eine experimentelle Epistemologie, dann wären die Künste deren Arbeitsfeld. Dieses Feld wird durch eine stabile Minderheit ohne Auftrag, ausdauernd und beharrlich durch die Jahrhunderte bestellt und bearbeitet und daraus hervorgegangene Zeugnisse warten noch immer auf eine angemessene Würdigung, Interpretation und Verwendung.

Unter Verwendung wird hier eine klare Instrumentalisierung verstanden, die weit entfernt von kunstreligiöser Verehrung, Gebrauch von den in der Kunst niedergelegten Einsichten, Erkenntnissen, Darstellungsweisen und Frageformen macht. Im Metrum der Poesie mehr zu hören als den Rhythmus gesprochener Worte, in der Stimmung eines Instruments mehr zu vernehmen, als die Schwingungszahl auf die man sich geeinigt hat, im Schatten auf einem gemalten Gesicht mehr zu sehen, als eine zufällige Verdunklung der Farben dieser oder jener Partie ... etc. mit und in diesem „mehr“ beginnt Blochs „plus ultra“, jener utopische Imperativ, der den „Vorhandenheitsphilistern“ entgegengehalten wird und sie auf das amalgamierende Denken verweist, das mit „Radiernadel“ und „Magnetnadel“ gleichzeitig operiert, also mit festhaltender Genauigkeit und metaphorischer, allseitiger Offenheit. (vgl. Achim Keßler: Ernst Blochs Ästhetik, Würzburg 2006)

Bloch rekurriert auf die „Energiea“ des Aristoteles, sowie auf dessen „Entelechie“, bezieht aus ihr einerseits die Möglichkeitsdynamik und andererseits die nicht vollendete Entelechie der Wirklichkeit, die ihn vom „Experimentum Mundi“ sprechen lässt, an dem wir beteiligt sind. In seinem Hauptwerk „Das Prinzip Hoffnung“, das einer Enzyklopädie künstlerischer und gedanklicher Versuche gleicht, in der er nach Zeugnissen des Vor-Scheins einer besseren Welt sucht, hat er immer wieder „die gemeinsame Bilder schaffenden Wurzeln“, von künstlerischen und philosophischen Bemühungen betont. Er traut den Künsten die gleichen Erkenntnisse zu, die er von der Philosophie fordert und sieht in ihnen ganz im Sinne eines Handwerks lediglich unterschiedliche Gewerke.

Da das „transcendere“ zu den Grundgangarten des künstlerischen Wahrnehmens, Denkens und Handelns gehört, hatten Künstler selten Probleme mit dem im Werden Begriffenen, weder mit jenem „der Möglichkeit nach Existierenden“, noch auch mit der im Material sich andeutenden Gestalt, sie haben sich vielmehr immer eher als Mitarbeiter der Energiea verstanden, und als solche, die am großen Experiment mitwirken, als Verwirklicher, in des Wortes vielschichtiger Bedeutung.

Ihr Projekt, dem Noch-Nicht-Seienden zur Gestalt und materiellen Wirklichkeit zu verhelfen, mag wie ein naives Handwerk aussehen, beschreibt aber, hermeneutisch betrachtet, ihre Hauptarbeit und Leistung.

Künstler und Philosophen als Arbeiter in unterschiedlichen Gewerken auf der Grenzlinie zwischen Geist und Materie, als Laboranten der Möglichkeit und antizipierende und extrapolierende Experimentatoren, die damit beschäftigt sind, die unfertige Welt zu vervollkommen und den Blick auf sie und die Gedanken über sie ständig zu erweitern - das ungefähr wäre eine praktikable Übersetzung der „Energiea“ im Sinne einer Handwerkerphilosophie.

Die vielfach mehrdeutigen Übersetzungen der Aristotelischen Begriffe und Neologismen aus seiner Metaphysik, Stoff und Form, Ursache und Zweck, Dynamis, Entelechie, Energiea haben durch die Jahrhunderte zu einer fruchtbaren Verwirrung geführt, die nicht mehr korrigiert oder rektifiziert werden kann, da sich aus problematischen Übersetzungen wiederum eigene Traditionen gebildet haben. Über die Naturphilosophie der Romantik bis hin zum physikalischen Verständnis der „Energie“, eingeführt durch den Polymathen, Augenarzt, Physiker und Ägyptologen Thomas Young (1773-1829), bis hin zur Einteilung in aktuelle und potentielle Energie und den Gesetzen der Thermodynamik hat das Konzept „Energiea“ eine erstaunliche Entwicklung erfahren, an der die Handwerkerphilosophie erkennbar mitgewirkt hat.

Erfinden sie also so viele Schnittstellen wie möglich, inklusive der dazugehörigen Hypothesen und lassen Sie sich in der anstrengenden Arbeit des Verwirklichens nicht entmutigen

ich danke Ihnen